

V. Das Geschlecht der Wissenschaft

Ziel dieser Arbeit war es, herauszufinden, wie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in der Praxis des wissenschaftlichen Alltages erzeugt werden und sich selbst erzeugen. Gegen die Vorstellung, ›gute Wissenschaftler‹ entstünden allein durch ihre individuelle Leistung, wurde die These gesetzt, dass Leistung nicht unabhängig von der Anerkennung der im Feld etablierten Akteure als funktionales, ›objektives‹ Prinzip existiert, sondern innerhalb sozialer Prozesse individuell zugeschrieben wird. Angelehnt an Karin Knorr-Cetina, die in ihren Studien über naturwissenschaftliche Laborarbeit zeigt, wie die Gegenstände wissenschaftlichen Wissens durch die Praktiken der Wissenschaftler erzeugt werden, wurden in dieser Arbeit auch die Akteure der Wissenschaft selbst als über Zuschreibungs- und Anerkennungsprozesse hergestellte Subjekte verstanden. Das heißt, dass diese Subjekte nicht vorausgesetzt, sondern die Voraussetzungen ihrer Herstellung herausgearbeitet und analysiert wurden. Es wurde dabei nach sozialen Herstellungs- und Selektionsmechanismen gesucht, die den Regeln des wissenschaftlichen Feldes immanent sind. Diese lassen sich nicht abstrakt erschließen, oder allein durch die Untersuchung organisationaler und institutioneller Strukturen der Universität entdecken. Sie sind vielmehr eingelagert in den Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, Handlungsmaximen, Glaubenssätzen, Mythenbildungen und Realitätskonstruktionen der Akteure. Mit Hilfe des Konzeptes der sozialen Felder von Pierre Bourdieu wurde versucht, über konkrete Akteure – Professoren und Professorinnen, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Fächer Biochemie und Geschichte – etwas darüber zu erfahren, wie es dazu kommt, dass wesentlich mehr männliche als weibliche Aspiranten die akademische Karriere einschlagen und fortsetzen. Der Blick richtete sich dabei weder auf ›subjektive Laufbahnen‹ noch auf ›objektive Strukturen‹, es wurden nicht Männer mit Frauen verglichen oder ›männliche‹ und ›weibliche‹ Argumentationsmuster gegeneinander abgegrenzt. Im Mittelpunkt stand vielmehr die Praxis des wissenschaftlichen Feldes, die sich im praktischen Sinn, der *illusio* der Akteure, widerspiegelt.

›Praxis‹ wird in der vorliegenden Studie jedoch anders verstanden als

bei Knorr-Cetina, die mit ihrer Untersuchung *Die Fabrikation von Erkenntnis* (1984) den konstruktivistischen Blick auf die Wissenschaft einführte. Die Autorin stellt hier Praxis als handlungstheoretische Kategorie vor: Es soll gezeigt werden, wie im konkreten Forschungshandeln wissenschaftlicher Akteure im Labor epistemische Objekte und in der Folge Erkenntnis und Wissen zu Stande kommen. Auf dieser Ebene gerät die kontextuelle Rahmung der beobachteten Handlungen jedoch aus dem Blickfeld, weshalb Knorr-Cetina diesen Kontext wieder einführt als »Kultur«, die sie als eine den Handlungen zugrunde gelegte symbolische Strukturierung versteht (2002, 22). Der Kulturbegriff ergänzt ihrer Meinung nach den Praxisbegriff, indem er den Handlungen Symbole und Bedeutungen hinzufügt. Obgleich Knorr-Cetina konstruktivistisch argumentiert – und epistemische Objekte sowie wissenschaftliche Fakten nicht als fraglos gegeben, sondern als Ergebnis sozialen Handelns versteht – bleibt sie so bei einer willkürlichen Trennung von Struktur und Handlung. Ihr Praxisbegriff ist damit ein Begriff von Praktiken, die in einen kulturellen Kontext eingebunden sind und auch aus diesem hervorgehen. Den Zusammenhang von Kontext und *Akteuren*, die darin agieren, lässt Knorr-Cetina indessen außer Acht. Akteure und ihre spezifische soziale Beschaffenheit stehen nicht im Zentrum ihres Interesses. Dies lässt sich gerade an der Art und Weise erkennen, wie sie die Frage nach den Erkenntnissubjekten und ihrer Konstitution behandelt. Den Prozess des Wissenschaftlerwerdens in der von ihr untersuchten Molekularbiologie, schildert sie folgendermaßen: »Ebenso wie Naturobjekte im Labor in Bilder, Extrakte und eine Vielzahl anderer Elemente transformiert werden, so werden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu spezifischen epistemischen Subjekten transformiert« (2002, 51/52). Zwischen sozialen Akteuren und epistemischen Objekten wird analytisch nicht unterschieden. Vermittelt über ihr eigenes Forschungshandeln transformieren sich die Akteure quasi wie Naturobjekte in einen anderen Aggregatzustand. Es lässt sich so wohl erklären, wie Wissenschaftler als »verkörperte Instrumente« (ebd.) hergestellt werden, nicht jedoch, wie sie als erfolgreiche wissenschaftliche Akteure hervorgebracht werden. Dazu nämlich müsste man nicht nur Forscher in der Auseinandersetzung mit ihrem Material, sondern auch in der Auseinandersetzung mit anderen Forschern in den Blick nehmen. Knorr-Cetina interessiert sich in erster Linie für die epistemische Ebene der Wissenschaft, auch wenn sie nicht mit dem Dualismus ›sozial‹ versus ›kognitiv‹ operiert.¹ Bei ihr stehen nicht die *Akteure der Wissenschaft*, sondern ihr *Forschungshandeln* im Mittelpunkt. In dieser Perspektive bleiben die Akteure selbst neutral und allgemein, sie sind Wissenschaftler ohne soziale Eigenschaften.

Wenn man sich jedoch explizit für Machtverhältnisse interessiert, also zum Beispiel für das Geschlechterverhältnis in der Wissenschaft, muss man sich darauf einlassen, dass es keinen allgemeinen, neutralen ›wissenschaftlichen Akteur‹ gibt, sondern viele wissenschaftliche Akteure in unter-

schiedlichen Positionen, ausgestattet mit mehr oder weniger Ressourcen, unterstützt oder nicht unterstützt durch andere, Frauen und Männer, junge und alte, solche mit viel Reputation und solche, die kaum wahrgenommen werden.

Pierre Bourdieus Verständnis von ›Praxis‹, das ich in meiner Arbeit zugrunde gelegt habe, stellt die Akteure und ihre Eigenart in den Mittelpunkt, ohne dabei aus dem Blick zu verlieren, wie diese Eigenarten zu Stande kommen. ›Praxis‹ ist, wie bei Wittgenstein, auf den Bourdieu sich bezieht, das selbstverständlich Gewusste und Gelebte. Die Analyse muss darauf zielen, dieses Selbstverständliche als praktischen Sinn der Akteure transparent zu machen, um etwas über die Konstruktion der sozialen Welt zu erfahren. Das heißt aber: Untersuche ich eine alltägliche Praxis, erfahre ich gleichzeitig etwas über den praktischen Sinn derjenigen, die sie ausüben bzw. leben; untersuche ich die Akteure bzw. ihr Selbstverständnis und erfahre dabei etwas über ihre Haltungen, Gewohnheiten und Bedeutungszuschreibungen, so lerne ich gleichzeitig etwas über die Logik ihrer sozialen Praxis. Wenn Knorr-Cetina bezogen auf die Akteure von Praktiken und Kulturen spricht, greift sie damit den in der Soziologie schon traditionellen Dualismus von Struktur und Handlung wieder auf. Bei Bourdieu hingegen sind die Akteure sozusagen Fleisch gewordene Praxis. Eine Formulierung von Pascal aufgreifend, formuliert er diesen Zugang im Gespräch mit Loic Wacquant folgendermaßen: »Ich bin in der Welt enthalten, aber sie ist auch in mir enthalten, weil ich in ihr enthalten bin; weil sie mich produziert hat und weil sie die Kategorien produziert hat, die ich auf sie anwende, scheint sie mir selbstverständlich, *evident*« (Bourdieu/Wacquant 1996, 161).

Gesellschaftliche Machtverhältnisse liegen nicht außerhalb der sozialen Praxis, im ›kontextuellen Rahmen‹, sondern sind in die Praxis und ihre unbegriffene Selbstverständlichkeit eingelagert. Die Akteure nehmen diese Machtverhältnisse jedoch nicht wahr, weil sie als quasi-natürliche Ordnung unsichtbar bleiben.

Wie sich im Verlaufe der Untersuchung gezeigt hat, sind die Akteure sozial verschieden und verkörpern den Glauben des Feldes auf verschiedene Weise. Das erklärt, weshalb sich das Feld in seinen Regeln und Mechanismen nicht immer fort reproduziert, sondern Machtverhältnisse und Relationen zwischen den Akteuren sich verschieben. Obgleich das wissenschaftliche Feld offensichtlich sehr resistent gegen sie als Akteurinnen ist, können Frauen so immer wieder Zugang finden. Was in der Alltagswahrnehmung als ›rein zufällig‹ erscheint und deshalb den Akteurinnen als eigene Leistung zugeschrieben wird, folgt jedoch einer sozialen Logik. Wenn man das wissenschaftliche Feld nach Bourdieu als einen relationalen Kosmos begreift, der aus Macht-Verhältnissen zwischen Akteurinnen und Akteuren besteht, finden sich Akteure, die näher an der Macht sind und solche, die sich eher am Rande dieses Kräftefeldes bewegen. Je nachdem inwieweit die Akteure die *doxa* verkörpern, um so weniger oder um so mehr sind sie die-

sen Kräften ausgesetzt. Das kann einerseits bedeuten, dass ihre Position besonders gesichert ist, kann aber auch meinen, dass ihre Position eher marginal ist. Diesen Relationen zwischen den Akteuren aber gilt es auf die Spur zu kommen, wenn man nicht weiterhin auf die Dualismen Frau-Mann, Struktur-Handlung oder Subjekt-Objekt zurückgreifen will.

Im Folgenden soll zusammenfassend erörtert werden, was diese relationale Sichtweise zur Beantwortung der Frage nach der geringen Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft beiträgt.

Die Praxis der Wissenschaft und der Glaube des Feldes

Im wissenschaftlichen Alltag wird die Haltung eingeübt, die aus Doktorandinnen und Doktoranden Wissenschaftler ihres Faches werden lässt. Sie erwerben so ihren Glauben an das Spiel und an die Bedeutsamkeit der Interessenobjekte, die im wissenschaftlichen Feld wirksam sind. Der Erwerb dieses praktischen Sinns oder der *illusio*, wie Bourdieu es nennt, ist die Eintrittskarte ins Feld.

In den Kapiteln IV.2. und 3. wurden die feld- und fachspezifischen Charakteristika dieser wissenschaftlichen *illusio* herausgearbeitet. Obgleich HistorikerInnen und BiochemikerInnen einen praktischen Sinn erwerben, der jeweils ihrem Fach gemäße Besonderheiten aufweist, so ergeben sich doch Gemeinsamkeiten, die gerade die von mir gesuchten selektiven Wirkungen auf Frauen betreffen. Das wissenschaftliche Feld zeigt sich als vergeschlechtlichtes bzw. die *illusio* entpuppt sich als männlich dominierter Glaube.

So werden gänzlich geschlechtslos erscheinende Gegenstände und Tätigkeiten, wie die historische Quelle und das biochemische Experiment zu Herausforderungen, die mit männlichem Heldenmut bewältigt werden wollen. Die Verkörperung der Sache, für die man sich einsetzt, die Aneignung und lebendige Ausübung dessen, was im wissenschaftlichen Feld etwas wert ist, lässt auch die Qualitäten des wissenschaftlichen Akteurs erkennen. Es ist jedoch ein männlicher Körper, dem diese Qualitäten als inkorporierte zugeschrieben werden (Kap. IV.3.1). Auf einer anderen Ebene wird die alltägliche Arbeit dann wieder »entleibt«, der Wissenschaftler wird zu einem körperlosen Wesen, er löst sich auf in der abstrakten Materie, mit der er sich beschäftigt. Indem sich die Akteure von der »Alltagswelt« der anderen separieren, lassen sie gleichzeitig ihren Körper mit all seinen Bedürfnissen und Restriktionen zurück. Es wird so eine Trennung zwischen den sozialen Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit und den Akteuren konstruiert, die diese als von solchen Bedingungen »gereinigte« hervortreten lässt (Kap. IV.3.2). Einzig Frauen sind von dieser Reinigung ausgeschlossen, da sie allein mit der ihnen zugeschriebenen Körperlichkeit, die immer auf biologische Reproduktion ausgerichtet zu sein scheint, auf soziale Bedingungen

verweisen, die nicht im wissenschaftlichen Feld verankert sind. Dies wird ihnen zum Verhängnis, da die Investition in eine wissenschaftliche Karriere nicht zuletzt als zeitliche Investition verstanden wird (Kap. IV.3.4).

Die »Auserwählten«, die ambitionierten Wissenschaftler zeichnen sich durch ihre Bereitschaft aus, ihr Leben in den Dienst der Sache zu stellen. Dabei ist nicht entscheidend, wie viele Stunden in der Woche sie letztlich arbeiten, sondern ob sie in der Lage sind, den Eindruck überzeugend aufrecht zu erhalten, dass ihnen Wissenschaft der wichtigste Lebensinhalt ist. Wissenschaft wird als Lebensform verstanden, die den »ganzen« Menschen verlangt. Deshalb tut der Nachwuchs gut daran, die Zersplitterung der Lebenssphären, die nun einmal in modernen Gesellschaften besteht, durch symbolträchtige Praktiken zu negieren. Je nach Fach können diese Praktiken verschiedene Formen annehmen, immer sind sie jedoch Zeit raubend und vor allem distinguierend gegenüber anderen Lebensformen. In der Biochemie wird nicht nur die »ganze Person« gefordert, sondern es wird darüber hinaus eine starke soziale Kontrolle ausgeübt, die mit dem Labor als Arbeitsort zusammenhängt. Da das Labor als Ort gilt, an dem die Forschung vorangetrieben wird, drückt die gegenwärtige Anwesenheit eines jungen Wissenschaftlers seine Investition in die Zukunft aus: wer sich hier aufhält, der will es wirklich wissen. Daher wird diese Anwesenheit als wesentliches Zeichen dafür gewertet, ob der Nachwuchs als hoffnungsvoll einzustufen ist oder nicht. In den Geschichtswissenschaften existiert eine solche kontinuierliche Überprüfung der Ambitionen nicht, da der Ort der wissenschaftlichen Auseinandersetzung bevorzugt der heimatische Schreibtisch ist. Zu Zeiten, an denen man diesen aufsuchen müsste (also möglichst immer), sollte man sich nicht in der Öffentlichkeit bei unakademischen Unternehmungen blicken lassen. Die soziale Kontrolle funktioniert also auch hier, nur kann sie leichter umgangen werden. Auf dieser Ebene wirkt daher die geschichtswissenschaftliche Fachkultur auf ihre Akteure eventuell weniger repressiv als die der Biochemie, in der tagtäglich Verfügbarkeit signalisiert werden muss. Andererseits wird auch unter Historikern der Mythos des Vollblut- und Vollzeitwissenschaftlers gerne gerade zu solchen Zeiten gepflegt, zu denen sich »Normalsterbliche« aus dem Geschäft zurückziehen, also an Freitagabenden oder am Wochenende.

Gerade am Beispiel der Zeitinvestition zeigt sich sehr deutlich, dass das wissenschaftliche Feld auf Grund von selektiven Mechanismen, die in die Praxis der Wissenschaft eingelagert sind, für Frauen unzugänglicher ist als für Männer. Zeit ist eine Ressource, die nicht für alle frei zugänglich und in beliebiger Menge zu haben ist: »Männer in oberen Sozialschichten haben die größte Ermessensfreiheit und erfahren die wenigsten Sanktionen« in Bezug auf ihre Zeiteinteilung (Müller-Wichmann 1984). Die Abgrenzung erfolgt damit sowohl gegenüber gesellschaftlichen Gruppen, die mit weniger kulturellem Kapital ausgestattet sind als auch gegenüber Frauen per se. Dies liegt allerdings eben *nicht* an einer grundsätzlichen Unverfügbarkeit

der Frauen für die Wissenschaft. Vielmehr muss Verfügbarkeit durch solche symbolischen Handlungen demonstriert und dargestellt werden, die letztlich die Distinktionsabsicht des Feldes zu bekräftigen vermögen. Das heißt: sich am Wochenende oder bis zehn Uhr Abends im Labor zu zeigen, sich an Freitagnachmittagen oder -abenden zu meetings zu verabreden und nach dem meeting noch Geselligkeit mit anderen Wissenschaftlern und damit wichtige Netzwerke in der Kneipe zu pflegen, dies alles sind nicht nur notwendige, sondern vor allem symbolische Praktiken, denen sich zu unterwerfen hat, wer dazu gehören möchte.

Natürlich geht es auch eventuell anders: nur ist dann die volle Zugehörigkeit in Frage gestellt. Ich möchte sogar noch weiter gehen und behaupten, dass diese Zugehörigkeit für Frauen von vorneherein – ganz gleich ob sie in der Lage sind, diese symbolische Ebene ebenso gut zu bedienen wie ihre Kollegen – in Frage gestellt ist, da man in ihnen ein anderes Prinzip als das des wissenschaftlichen Habitus verkörpert sieht. Frauen fehlt damit zwar nicht per se die ›Eintrittskarte‹ in die Wissenschaft – wenn dem so wäre, gäbe es statt einer verschwindend geringen Anzahl Frauen auf Lehrstühlen überhaupt keine mit Frauen besetzten Professuren – es fehlt ihnen überhaupt nichts, schon gar nicht die ›richtige‹ *illusio* oder der Sinn für das Spiel, wie es Brigitte Hasenjürgen nahe legt (Hasenjürgen 1996, 281). Ein Mangel lässt sich vielmehr in der Wissenschaft und einer ihrer wichtigsten Institutionen, der Universität, konstatieren. Hier nämlich reproduziert sich mit offenbar nur wenigen Ausnahmen ein ›Wissenschaftlertypus‹ bzw. eine Wissenschaftskultur, die gerade nicht die Ziele fördert, denen der höchste Wert in diesem Feld zugesprochen wird: Originalität, Innovation und Universalität.

Die wissenschaftliche Leistung und ihre soziale Konstruktion

Wie es um einen weiteren hochgehaltenen Wert, nämlich den der wissenschaftlichen Leistung bestellt ist, darauf wurde in Kapitel IV.4 eingegangen. Es behandelt die sozialen Bedingungen, die dazu beitragen, dass aus Aspiranten etablierte WissenschaftlerInnen werden.

Als tiefe Überzeugung äußern interviewte Professoren, dass Menschen, bei denen eine Neigung oder Begabung zum wissenschaftlichen Arbeiten vorausgesetzt wird, durch »beste« wissenschaftliche Leistungen zu Wissenschaftlern werden und Erfolg haben. Gleichzeitig sind sich meine Interviewpartner sehr wohl darüber im Klaren, dass Leistung allein es nicht dazu kommen lässt. Die meisten betonen, wer sich im »stillen Kämmerlein« vergrabe, könne dort noch so gute Arbeit machen, es werde sicher kein anerkannter Wissenschaftler aus ihm, da seine hervorragenden Ergebnisse für

die scientific community unsichtbar bleiben. Erst die Anerkennung durch Kollegen bringe den Erfolg.

Also muss man feststellen, dass im wissenschaftlichen Feld erstens die Auffassung vertreten wird, es gebe wissenschaftliche Leistungen und es gebe das Spiel um Anerkennung und Prestige und dass zweitens diese beiden Prinzipien einer vollkommen getrennten Logik folgen. Hierdurch kann der Eindruck entstehen, als seien Leistungen vom Urteil der Akteure unabhängige und in ihrem Entstehungsprozess von sozialen Bedingungen gelöste, objektive Ergebnisse interessefreien Handelns. Damit Leistungen entstehen können, müssen jedoch bestimmte Bedingungen gegeben sein, die unter anderem auch zu der Vorstellung und dem impliziten Wissen darüber beitragen, was überhaupt als wissenschaftliche Leistung gelten kann. Dieser immer schon eingelagerte Konstruktionsakt ist so selbstverständlich, dass er ebenso »vergessen« wird wie der Akt, in dem Leistungen Personen zugeschrieben werden. Diese Amnesie hingegen führt dazu, dass dem Individuum, das unter bestimmten Bedingungen als leistungsfähiges Subjekt hervorgebracht wird, eine besondere Begabung unterstellt wird. Die »wissenschaftliche Persönlichkeit«, von der Steffani Engler schreibt, dass sie im Zuge von Anerkennungs- und Zuschreibungsprozessen entsteht, wird so immer schon vorausgesetzt. Leistung dagegen wird als funktionales Prinzip aufgefasst, mit dem objektiv bestimmt werden kann, ob jemand für die Wissenschaft geeignet ist und wird damit als von sozialen Bedingungen losgelöst verstanden.

Lässt man die sozialen Konstruktionsakte außer Acht, über die wissenschaftliche Persönlichkeiten hervorgebracht werden, setzt man voraus, dass Personen Leistungen erbringen. Mit anderen Worten wird im Nachhinein etwas so beurteilt, als sei es bereits von vornherein evident: Wer anerkannt wird, der muss »gut« sein. Wie Mialet (1999) zeigt, wird damit von der Anerkennung des Subjektes, worüber dieses als gute Leistungen erbringendes erst hergestellt wird, auf das Subjekt selbst geschlossen, »in« dem eine Instanz vermutet wird (bspw. bei Merton die »Ich-Stärke«), die dafür verantwortlich ist, dass es gute Leistungen erbringen kann. Soziale Bedingungen – konkrete materielle Ausstattungen, Unterstützung durch Mentoren, epistemische »Moden«, Netzwerke usw. – geraten damit als die Bedingungen der Möglichkeit dafür, dass Leistungen erbracht werden können und als solche wahrgenommen werden, aus dem Blickfeld.

Wie wichtig diese sozialen Bedingungen sind, zeigt sich auch in einem bisher nicht erwähnten Unterschied zwischen den beiden untersuchten Fächern in der vorliegenden Studie. Die BiochemikerInnen stellen ihre Wissenschaftskultur als betont lockere, fast unhierarchische Interessengemeinschaft dar. Die Türen zu den Laboren sind offen, die Chefs sind erreichbar und können ins Gespräch gezogen werden. Diese offene Atmosphäre scheint wie geschaffen, auch bisher randständige Minderheiten, wie z.B.

Frauen, mit in den Kreis aufzunehmen. Doch zieht die Praxis des Teamworks und der vorwiegend informellen Kommunikationswege keinen höheren Frauenanteil auf gehobeneren Positionen nach sich. Im Gegenteil, gehen offenbar gerade in dieser Atmosphäre die Teilhabechancen der Frauen zurück bzw. stagnieren auf niedrigem Niveau. Die Kultur der Geschichtswissenschaften dagegen wird als traditionelle beschrieben und ist durch förmliche, hierarchische Umgangsweisen und Kommunikationsmuster geprägt. Sie wirkt wesentlich geschlossener auch gegenüber »Newcomern«, wie Frauen es an der Hochschule noch immer sind. Dennoch haben sie sich hier offenbar quantitativ besser durchsetzen können, wenn sie auch noch immer marginal in den oberen Rängen vertreten sind (vgl. Zahlen Kap. III.2).

Dieser scheinbare Widerspruch findet seine Auflösung in der Verbindung von sozialer und epistemologischer Ebene. Die (jüngeren) Professorinnen, Privatdozentinnen und Habilitandinnen meines Samples haben nahezu ausnahmslos die Netzwerke der universitären Frauenbewegung der 1980er Jahre als Einstiegstüren in akademische Zirkel genutzt und gleichzeitig auf wissenschaftlicher Ebene auf dem Gebiet der Frauen- und Geschlechterforschung gearbeitet. Auch wenn sie nicht auf diesen Themenbereich beschränkt blieben, so war dieser zunächst die Legitimation, um auch in andere Bereiche hineinzukommen. Allerdings waren die etablierten Frauenforscherinnen nicht unbedingt auch die Doktormütter oder Hauptförderinnen meiner Interviewpartnerinnen. Vielmehr waren sie und ihre Netzwerke für die Nachwuchswissenschaftlerinnen ein »zweites Standbein«, ein Bezugspunkt in der universitären Welt, in der sich ansonsten Männer auf Männer beziehen. Die Möglichkeit, wissenschaftliche Arbeit mit sozialen Zusammenhängen zu verbinden und so Zugang zu universitären Positionen zu bekommen, hatten und haben die Biochemikerinnen nicht.

Um nicht missverstanden zu werden: Es soll nicht gelegnet werden, dass es wissenschaftliche Leistungen gibt. Es soll vielmehr deutlich gemacht werden, wie sie als soziale Tatsachen zu Stande kommen. Dazu wurden zunächst die Bedingungen herausgearbeitet, unter denen Leistungen im Wissenschaftsbetrieb entstehen. Diese Bedingungen können folgendermaßen benannt werden: Eine Leistung ist abhängig von der (formalen) Position der Akteure,² vom Zugang zu Ressourcen und Arbeitsmitteln, von der Unterstützung durch Mentoren und Netzwerke und von dem paradigmatischen Kontext, in dem sie erbracht wird. Schließlich und endlich – und dies ist bereits in den oben genannten Punkten als Grundbedingung enthalten – ist jedoch die solchermaßen sozial konstruierte und durch soziale Bedingungen determinierte Leistung abhängig von der Anerkennung der scientific community. Leistungen müssen zunächst Personen zugeschrieben werden, um sozial sichtbar zu werden. Es ist der soziale Kosmos der wissenschaftlichen Gemeinschaft, die beurteilt, was überhaupt Leistungen sind, welche als anerkennenswert und viel versprechend gelten dürfen und welche weni-

ger überzeugen und daher vergessen werden (können). Leistung, die als rationalster und damit vertrauenswürdigster Maßstab betrachtet wird, weil sie angeblich erlaubt, ohne Ansehen der Person zu entscheiden, wer in der Wissenschaft mitspielen darf und wer nicht, ist somit gleichzeitig eine der stärksten Mythen des Feldes, denn, so bemerkt Krais: »Im wissenschaftlichen Alltag fungieren – bis zu einer bestimmten Grenze – soziale Signale als Indikatoren für wissenschaftliche Leistung oder Leistungsfähigkeit, gibt es soziale und keineswegs ausschließlich ›rein wissenschaftliche‹ Kriterien dafür, ob jemand als innovativ, tüchtig, zuverlässig, als förderungswürdig usw. gilt, ob man ihm zutraut, dass er hart arbeitet, das Zeug zu einer großen wissenschaftlichen Leistung hat, ja ob er – oder sie – dazugehört oder nicht« (Krais 2000, 41).

Es gibt keine Leistung jenseits der sie erbringenden und beurteilenden *Akteure*. Die Kontrolle, die letztere ausüben ist jedoch keine willkürliche, ›subjektive‹, sondern hängt von dem Glauben des sozialen Feldes ab, dem sie angehören. Wie in Kapitel IV.2 und 3 gezeigt wurde, wird dieser Glaube in der Initiationsphase der wissenschaftlichen Laufbahn eingeübt. Die Erfahrung, die Bourdieu meint, wenn er von der *doxa* oder *illusio* der Akteure eines Feldes spricht, ist die selbstverständliche alltägliche Erfahrung des In-der-Welt-Seins, »in der man der Welt einen Glauben schenkt, der tiefer ist als aller Glaube (...), weil er nicht als Glaube gedacht wird« (Bourdieu 1998a, 146). Sondern, so könnte man ergänzen, als Realität, als soziale Wirklichkeit, als direkte Erfahrung, wie die Welt ist. Nur wer den feldspezifischen Glauben erwirbt und die Regeln des Feldes akzeptiert, wird, so betont Bourdieu, in den »magischen Kreis« der Eingeweihten aufgenommen (Bourdieu 1997a, 125).³

Selbstverständlich gelten für das Feld der Wissenschaft formale Eintrittskriterien wie beispielsweise der Dokortitel oder die Habilitation. Bedenkt man jedoch, auf welche Weise die Probanden zu diesen formalen Voraussetzungen gelangen – wie viel Zeit und Arbeit sie investieren, wie viel Geduld und Frustrationsvermögen sie aufbringen – wird schnell deutlich, dass es sich bei ihnen um initiatorische Akte handelt. Wer durch sie hindurchgegangen ist, fällt entweder vom Glauben ab oder ist von ihm durchdrungen. Welcher Wissenschaftler wollte denn leugnen, dass er eben durch seine erbrachten Leistungen zum Kreis der Eingeweihten gehört? Erst die ihm zugeschriebenen Leistungen machen ihn ja zum Teil des Feldes. Dieser Glaube, der gleichzeitig das »Eintrittsgeld« des Feldes Wissenschaft ist, hat durchaus selektive Wirkungen, die den Akteuren nicht bewusst sind, die von ihnen nicht gewollt sein müssen und die – obgleich es sich um den Glauben an Leistung handelt – nichts mit ›guter‹ oder ›schlechter‹ Leistung zu tun haben müssen.

Dies wird insbesondere deutlich, wenn man betrachtet, wie mit der Zuschreibung von Leistungen auch Geschlecht konstruiert wird (wie insbesondere in den Kap. IV.4 und 5 gezeigt wurde). Wenn die Urteilenden

auch darauf bestehen, dass sie unabhängig vom Geschlecht nur auf Leistungen schauen, muss ihnen entgegengehalten werden, wie Leistungen wahrgenommen werden und wie sie verquickt sind mit den Akteuren, die sie erbringen. Die Schwedinnen Wennerås und Wold (2000) untersuchten das Gutachterwesen des schwedischen *Medical Research Council*, einer Institution zur Forschungsförderung in der Biomedizin, und fanden heraus, dass Männer und Personen, die dem Gutachterkreis bekannt waren, in deren Bewertung besser abschnitten als Frauen und solche Personen, die in keinem Verhältnis zum Gutachter standen. Weiterhin stellen die Autorinnen fest, ihre Ergebnisse legten unmissverständlich nahe, »dass Gutachter wissenschaftliche Leistung nicht unabhängig vom Geschlecht beurteilen können« (108). Das heißt, wo Leistungen nicht unabhängig von Personen beurteilt werden (und Personen wiederum können nicht unabhängig von Geschlecht wahrgenommen werden⁴), geht in eine Leistungsbeurteilung immer auch der Geschlechteraspekt ein.

Das Geschlecht funktioniert dabei offenbar als Herabstufungsmodus der Wahrnehmung von Gutachtern oder Professoren, sodass sie Frauen eine geringere Leistungsbereitschaft oder sogar eine geringere Leistungsfähigkeit zuschreiben, ohne dies *bewusst* zu tun, weil sie etwa der Meinung wären, Frauen könnten nicht wissenschaftlich arbeiten o.ä. Dieser Meinung war explizit keiner meiner interviewten WissenschaftlerInnen. Das Vertrauen der akademischen Lehrer stellt sich dennoch über andere Mechanismen her, als über das ›reine Leistungsurteil‹ (wie auch immer ein solches überhaupt denkbar wäre). Wie ich zeigen konnte, sind Leistungsindikatoren (w.u.a. Ausdauer und Frustrationstoleranz, Einsatzbereitschaft, Begeisterungsfähigkeit und originelles Denken), die von ProfessorInnen in den Interviews genannt werden, zwar weder ›weibliche‹ noch ›männliche‹ Eigenschaften per se. Auch werden sie von Professoren beiderlei Geschlechts als wichtige Voraussetzungen für die wissenschaftliche Laufbahn genannt. In den Zuschreibungsmustern werden sie jedoch zu vergeschlechtlichten Persönlichkeitsprofilen, wodurch junge Wissenschaftler eher als leistungsfähiger Nachwuchs eingestuft werden als junge Wissenschaftlerinnen.⁵

Die akademischen Lehrer und die Förderung von Wissenschaftlerinnen

Um wissenschaftliche Leistung mit der alltäglichen wissenschaftlichen Arbeit wieder in Verbindung zu bringen, bedarf es der Akteure. Sonst bleibt sowohl das eine wie das andere abstrakt. So kann man von der wissenschaftlichen Leistung abstrahieren, wenn man von einer Lebensform der Wissenschaftler spricht und von dieser wiederum abstrahieren, wenn es darum geht, dass Leistungen Personen zugeschrieben werden müssen, die sie innerhalb alltäglicher Arbeit erbringen.

Die konkreten Akteure der Wissenschaft wurden daher im letzten Kapitel noch einmal im »close up« ins Zentrum gerückt. Dabei hat sich eine deutliche Übereinstimmung der Dispositionen bei ProfessorInnen und ihren AssistentInnen gezeigt, die wesentlich ausgeprägter zu sein scheint als die fachspezifische Übereinstimmung zwischen ProfessorInnen derselben Disziplin. ProfessorInnen und AssistentInnen teilen eine gemeinsame Grundstimmung. Dies weist darauf hin, dass es vom Selbstverständnis der Akteure abhängt, welche Akteure Zugang zum wissenschaftlichen Feld haben und welche nicht. Auch hier kommt dem Geschlecht eine Indikatorfunktion zu. Bestimmte Professoren fördern Frauen, andere jedoch nicht. Der Ausschluss bzw. die Förderung von Frauen wird dabei nicht »bewusst« oder »intentional« herbeigeführt, sondern ergibt sich aus der spezifischen Praxis der Akteure. Es zeigte sich weiter, dass die Akteurkonstellationen Professor/Assistent und die Konstellationen ProfessorIn/Assistentin ebenfalls jeweils Gemeinsamkeiten aufweisen. So kennzeichnet die Konstellationen »mit Frauen« gegenüber denen »ohne Frauen« eine gewisse Distanz gegenüber dem akademischen Milieu, gepaart mit einer Offenheit gegenüber außeruniversitären Kreisen oder abweichenden thematischen Bezugspunkten sowie hohe Leistungsorientierung bei gleichzeitig geringer Orientierung an normativen Laufbahnmustern.

Die *spezifische illusio* der Professoren und Professorinnen und die gemeinsame Grundstimmung, die sie mit ihren AssistentInnen teilen (auf welche Weise auch immer diese Gemeinsamkeiten zu Stande kommen), weisen darauf hin, dass es die Wahrnehmungsschemata der Akteure sind, die dazu führen, dass Leistungsfähigkeit überhaupt als solche sichtbar wird. Von der Homogenität dieser Wahrnehmungsschemata hängt es ab, welche Akteurkonstellationen sich bilden. Die Bedeutung des Geschlechts in diesem Prozess ist unübersehbar, tritt jedoch nicht selbst als »Ausschlusskriterium« auf den Plan. Nicht das Geschlecht ist per se der ausschlaggebende Faktor, ob einer Person im wissenschaftlichen Feld Leistungsfähigkeit zugeschrieben wird oder nicht, sondern das, was mit dem Geschlecht an sozialen Bezügen einhergeht. Barrieren, die sich für Wissenschaftlerinnen in der Praxis aufbauen, werden offenbar verstärkt oder abgeschwächt durch die jeweils spezifische *illusio* der Akteure des wissenschaftlichen Feldes. Erst wenn die Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata der Akteure übereinstimmen, kann es überhaupt dazu kommen, dass Leistung als solche wahrgenommen wird und Geschlecht als »Störvariable« in den Hintergrund tritt.

Wie wichtig die Übereinstimmung der Wahrnehmungsschemata der Akteure ist, zeigt sich gerade an Beispielen, in denen Leistungen von Frauen bemerkt werden und es dennoch nicht zu einer kontinuierlichen Förderung kommt. So beklagt Albert Lasfeld, er habe diverse Doktorandinnen (eine Zahl jedoch nennt er nicht) »bekniet«, doch in der Wissenschaft zu bleiben, was nicht zur Folge hatte, dass die jungen Biochemikerinnen in

seiner Arbeitsgruppe verblieben. Statt ihrer geht Herr Handorfer, sein Assistent, voll im Zeitparadigma der wissenschaftlichen Ganzheitlichkeit seines Chefs auf bzw. verstrickt sich darin. Franz Neuenhaus, der ebenfalls einige wenige Doktorandinnen zunächst für förderungswürdig hielt, jedoch tatsächlich keine von ihnen bis zur Habilitation gefördert hat, spricht begeistert von seinem Assistenten, mit dem er sich im fachlichen Gespräch gegenseitig »die Bälle zuwerfen« kann. Er findet zu ihm offenbar einen wesentlich selbstverständlicheren Zugang als zu den Wissenschaftlerinnen, deren Leistungen er sehr wohl sehen konnte.

Neuere und ältere Studien betonen die Wichtigkeit von Förderung und argumentieren gegen die Illusion einer meritokratischen Universität. Es werden unterschiedliche Voraussetzungen für Frauen und Männer herausgearbeitet: Frauen haben größere Schwierigkeiten, MentorInnen zu finden und die Beziehung zu ihnen aufrecht zu erhalten, überhaupt stellen soziale Differenzen allgemein eine Erschwernis in Förderungsbeziehungen dar. Es finden sich Hinweise auf den männerbündischen Charakter der Universität, in der Männer sich auf Kollegen und nicht auf Kolleginnen beziehen.

Eva Schliesselberger und Sabine Strasser (1998) vergleichen Mentorenbeziehungen zwischen Professoren und Assistenten, Professoren und Assistentinnen sowie einer Professorin mit ihren Assistentinnen und Assistenten. Dabei stellt sich einerseits heraus, dass die Marginalität von Frauen in der Universität sich unterschiedlich auf »same-gender« und »cross-gender« Förderbeziehungen auswirkt. Während Assistenten am Status des Professors teilhaben und sich über ihn profilieren können, sind Assistentinnen eher statusstützende Kraft für ihren Professor. Damit funktionieren die »cross-gender« MentorInnenbeziehungen nach typisch heterosexuellen Beziehungsmodellen. Die »same-gender« Beziehungen der Frauen hingegen sind durch die schlechtere Ausgangsposition der Professorinnen geprägt, sodass auch hier eine Teilhabe am Status der Chefin für die Nachwuchswissenschaftlerinnen keine eindeutigen Vorteile mit sich bringt. Frauen an Hochschulen ziehen also insgesamt weniger Nutzen aus Förderbeziehungen. Zusätzlich wirkt sich die Neutralitätsnorm dieser Institution verschleiern aus: »Keiner der befragten Männer misst der Frage des Geschlechts in Förderbeziehungen irgendeine Bedeutung zu. Es scheint, als ob mit dem Betreten der Universität die sozialen Erwartungen und Zuschreibungen aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit wirkungslos würden. (...) Demgegenüber erfahren wir von allen interviewten Frauen, dass sie auf jeweils unterschiedliche Weise Geschlechterdifferenzen in Förderbeziehungen wahrnehmen. (...) Diese geteilte Wahrnehmung verweist darauf, dass die Norm universitärer Beziehungen eine männliche ist« (303/304).

Ähnliche Ergebnisse hatte bereits Dagmar Schultz (1991) vorgestellt. Auch sie geht von der These aus, dass Förderung als notwendige Bedingung für eine Karriere an der Hochschule betrachtet werden muss und dass weiterhin Frauen eine geringere Chance haben, gefördert zu werden. Sie

vergleicht die Fördererfahrungen von Professorinnen und Professoren und stellt fest, dass die Hochschullehrerinnen durchweg entweder überhaupt keine Förderung durch Höhergestellte erfuhren oder lediglich in Form von Beratung und Ermutigung. Die männlichen Befragten hingegen berichten von intensiven *Förderbeziehungen* zu ihren akademischen Lehrern. Selten distanzieren sie sich von ihren Förderern und sprechen nicht über Konflikte. Die befragten Frauen hingegen »betrachten (...) die Hochschulkultur mit Distanz als männlich dominierte« (113).

Elke Geenen (1994) weist in ihrer Untersuchung zu Barrieren für Frauen in der Hochschule darauf hin, dass ihre Förderung immer dort stattfindet, wo die Motivation der Förderer auf Inhalte gerichtet ist: »Aus den Interviews gibt es Hinweise für die Hypothese, dass Frauen bessere Chancen haben, bis zur Habilitation gefördert zu werden, wenn sie auf einen akademischen Lehrer treffen, der im Sinne des klassischen Wissenschaftsverständnisses stärker auf fachliche Inhalte hin orientiert ist als auf die Mehrung seines Einflusses« (61).⁶

Wie die genannten Studien bin ich davon ausgegangen, dass den MentorInnen eine spezifische Bedeutung für die Frage zukommt, wie WissenschaftlerInnen gemacht werden. Die Blickrichtung war bisher jedoch vor allem auf die bewusste Ebene gerichtet: Werden Frauen gefördert oder nicht? Welche unterschiedlichen Erfahrungen machen Frauen und Männer in der Hochschule? Demgegenüber bin ich von der umgekehrten Fragestellung ausgegangen, um zu erfahren, welche Bedingungen gegeben sein müssen, damit Geschlecht bei der Bewertung von Leistung und der Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen nicht mehr »im Weg« steht. Das heißt mit anderen Worten, welche sozialen Bedingungen tragen dazu bei, dass Leistungen bzw. die Akteure, die sie erbringen, durch MentorInnen überhaupt als förderungswürdig wahrgenommen werden?

Dabei tritt auch Geschlecht als Analysekategorie zunächst in den Hintergrund, wodurch gerade eindeutig gezeigt werden konnte, an welchen Stellen in der Mentorbeziehung es wichtig werden und dazu führen kann, dass in der Wissenschaft übliche Standards plötzlich eine Umwertung erfahren.

Frauen und Männer in der Wissenschaft

Die Forschung zum Thema *Frauen in der Wissenschaft* stellt vor allem folgende Fragen: Welche Barrieren gibt es für Frauen, an welcher Stelle der wissenschaftlichen Laufbahn (beim Einstieg – »threshold«, oder beim Aufstieg – »glass ceiling«, vgl. Etzkowitz u.a. 1992), in welchen Bereichen einer Organisation, wie verlaufen institutsinterne Aushandlungsprozesse, was geschieht bei der face-to-face-Interaktion zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, wie verlaufen Förderungsbeziehungen usw. Der

Blick richtet sich darauf, wo Frauen benachteiligt und auf welchen Ebenen ihnen Steine in den Weg gelegt werden. Die Akteure werden jedoch nicht als spezifische Akteure verstanden, die in einem ganz bestimmten ›Spiel‹ befangen sind und es wird nicht gefragt, wie der Glaube an dieses Spiel zu Stande kommt. Zwar wird davon ausgegangen, dass es bestimmte Regeln im wissenschaftlichen Alltag und in der Kommunikation unter Wissenschaftlern gibt, diese werden jedoch offenbar nicht als verkörperte und damit von den Akteuren nicht zu lösende Prinzipien verstanden, sondern entweder als ›strukturelle Bedingungen‹ oder als Handlungsweisen untersucht, die wiederum nicht mit den sozialen Feldern verwoben sind, in denen sie ausgeübt werden. Einzig Engler zeigt in ihrer biographischen Studie, wie Akteure im wissenschaftlichen Feld zu Stande kommen, und dass es sich bei den Spielern in der ›Mitte des Feldes‹, wo es um hohe Einsätze geht, meistens um Männer handelt, die sich gegenseitig »die Bälle zuwerfen«, wie Franz Neuenhaus es mit seinem Assistenten Michael Keller tut. Dies nachzuweisen eröffnet einen differenzierteren Blick auf das Geschehen. Es verdeutlicht erst das rechte Ausmaß der Selektivität des Feldes: selbst wenn Frauen Zugang zu den begehrten hohen Positionen bekommen, sind sie dennoch nicht gleich, sondern, wie es Heintz (u.a. 1997) ausdrückt »Ungleich unter Gleichen«. Die Suche danach, wo das Problem oder die Probleme liegen, kann sich daher weder auf »individuelle Motive« der Frauen oder der Männer in der Wissenschaft, noch auf strukturelle Barrieren beschränken, auch eine Zusammenführung der beiden Dimensionen kann nicht weiterhelfen. Geht doch diese Vorstellung von der Dichotomie aus, die schon in der Trennung bzw. Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft steckt (vgl. Kraus 2001). Der Vorteil des Bourdieuschen Konzeptes ist, dass eben diese dichotome Sichtweise fehlt. Die Akteure und ihre relationalen Positionen *sind* das Feld. So wird auch deutlich, weshalb es für Newcomer – die Frauen im wissenschaftlichen Feld sind – so schwierig ist, zu anerkannten Akteuren zu werden: müssen sie doch, um überhaupt dazugehören zu können zunächst die ›Eintrittskarte‹ lösen, nämlich den herrschenden Glauben akzeptieren. Wie Bourdieu feststellt, ist es nicht möglich, außerhalb des Feldes Wissenschaft die Wissenschaft zu revolutionieren. Zunächst müssen die wichtigsten Glaubenssätze anerkannt und verkörpert werden. Damit stecken die Akteurinnen in einem Dilemma, denn sie *können* nie in vollkommener Weise das verkörpern, was als wissenschaftlicher Habitus erkannt wird. So antwortet eine Historikerin auf die Frage, wie ihrer Meinung nach eine Person aussehen müsste, die in der Geschichtswissenschaft erfolgreich sein will folgerichtig: »... sie muss ein Mann sein (...)« (His/Habil, w). Darauf weist auch Engler (2000) mit Hilfe einer Metapher hin: »In den Männerspielen im Feld der Wissenschaft geht es immer auch darum, die wissenschaftlichen Persönlichkeiten, für die viele Anzüge in vielen Konfektionsgrößen bereit stehen, in Auseinandersetzungen unter Männern zu verteilen. (...) Frauen können in diese Anzüge

nicht schlüpfen, da sie nicht zu ihrem Körper passen und unter Männern verhandelt werden« (143/144).⁷ Wenn sich auf die Regeln des Feldes einzulassen bedeutet, sie stillschweigend anzuerkennen, so ›haben‹ Wissenschaftlerinnen automatisch das Problem, das ihnen auch immer wieder unermüdlich zugeschrieben wird: sie passen irgendwie mit ihrem ganzen Körper nicht ins Konzept. Sie müssen als neu Hinzukommende jedoch den Wert dessen anerkennen, was im Feld gilt, ob sie es nun revolutionieren wollen oder nicht, denn »(w)er sich am Kampf beteiligt, trägt zur Reproduktion (der Strukturen, S.B.) bei« (Bourdieu 1993a, 109), wie bereits in Kapitel II. ausgeführt. Die Anerkennung der feldspezifischen Interessenobjekte als wichtige und begehrenswerte, ist daher gleichzeitig die Anerkennung dessen, was im Feld dominant ist – und das ist das männliche Geschlecht ohne Zweifel. Mit dem Erwerb der wissenschaftlichen *illusio* wird auch dieses Machtverhältnis weiter reproduziert. Es handelt sich hier um die von Bourdieu so bezeichnete »symbolische Gewalt«. Diese bezeichnet die stillschweigende, selbstverständliche, aber nicht intentional gezollte Anerkennung eines Machtverhältnisses als quasi natürlich gegebenes (vgl. Bourdieu 1997c, 164ff.).

Vor diesem Hintergrund wird auch das Ergebnis des letzten Kapitels interpretierbar. Die Tatsache, dass sich die Lehrenden, bei denen Frauen als Assistentinnen anzutreffen sind, durch Distanz zum akademischen Milieu und d.h. durch eine *illusio* auszeichnen, die nicht vollkommen mit dem Glauben des Feldes verschmolzen ist, erklärt sich aus der Lage, in der Wissenschaftlerinnen sich befinden. Wer eine Position am Rande einnimmt, blickt mit einer gewissen Distanz auf das Geschehen in der Mitte des Spielfeldes, wo es um den Ball oder um das geht, was den Akteuren alles bedeutet. Aus dieser Distanz heraus freilich erkennt die Akteurin auch etwas, was diejenigen, die sich gerade um den Ball schlagen, nicht bemerken: dass es sich durchaus wie eine wüste Szene ausnehmen kann, was sie dort treiben. So kritisieren Wissenschaftlerinnen häufig das agonale Verhalten ihrer Kollegen, das sie – da selbst nicht in die Konkurrenzspiele einbezogen – von außen betrachten und nicht als zum Geschäft dazugehörig empfinden, sondern als »Hahnenkämpfe« und »substanzlose Selbstdarstellung« (Krais 2000, 47).

Daneben wird jedoch noch etwas anderes deutlich: Wie sich an den Professoren ›mit Nachwuchswissenschaftlerinnen‹ zeigt, ist nicht das *Geschlecht* als Faktor zu sehen, der allein zählt, wenn es um den Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft geht. Nicht das Geschlecht entscheidet darüber, dass Eberhard Friedrich Frauen fördert, sondern die sozialen Voraussetzungen, die er mit den Geförderten teilt. Ebenso verhält es sich umgekehrt mit den Professoren, die keine Frauen bis zur Habilitation betreut haben. Schon allein deshalb ist die Frage, warum Frauen aus der Wissenschaft vermehrt herausfallen, nicht befriedigend zu lösen, wenn bei der Analyse das Geschlecht als Kategorie in den Vordergrund gerückt wird.

Meine Ergebnisse zeigen, dass es sich bei dem Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft um einen höchst komplexen, vielschichtigen Vorgang handelt, der in dem Prozess, in dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Akteuren des Feldes werden, seine Wirkung entfaltet. Hier kommen durchaus Machtverhältnisse zum Tragen, die in das Verhältnis der Geschlechter eingelagert sind. Nur können sie nicht dort gestellt werden, wo man sie immer schon vermutet. Das wissenschaftliche Feld ist nicht deshalb männlich dominiert, weil Männer Männer sind und Frauen Frauen, sondern weil *das Feld* von Akteuren dominiert wird, die mit einem Habitus ausgestattet sind, dem ein männlicher Wissenschaftler am nächsten kommt. Dieser garantiert das Fortbestehen dessen, worum es im Spiel der Wissenschaft geht. Das mag sich tautologisch anhören, doch liegt es in der Natur von funktionierenden Reproduktionszyklen, dass sie sich selbst immer aufs Neue dazu verhelfen, das zu bleiben, was sie schon immer waren.

Meine Ergebnisse zeigen, dass es sich bei dem Prozess, in dem Wissenschaftler »gemacht« werden und Frauen vermehrt aus der Wissenschaft herausfallen, um ein und denselben Vorgang handelt. In diesem Sinne ist auch das Zitat Bourdieus zu verstehen, das auf die Frage, was es bedeutet, Wissenschaftler zu werden von mir bereits in der Einleitung verwendet wurde. Es ist nämlich »der häufig als »Berufung« beschriebene langwierige dialektische Prozeß, durch den man »sich zu dem macht«, durch das man gemacht wird, »wählt«, was einen wählt, und an dessen Ende die verschiedenen Felder genau zu den Handelnden kommen, die mit dem für das reibungslose Funktionieren dieser Felder erforderlichen Habitus ausgestattet sind« (Bourdieu 1997a, 124).

Im wissenschaftlichen Feld werden Wissenschaftler als »autonome Subjekte« hervorgebracht und bringen sich selbst als solche hervor. Diese Idee der Unabhängigkeit von sozialen Bedingungen und Einbindungen, des selbstständigen Arbeitens und der Originalität, kollidiert zum Teil mit Eigenschaften, die Frauen zugeschrieben werden. Die Konstruktion des autonomen Wissenschaftlers ist jedoch ein (männlicher) Mythos, der auf die Wissenschaftler im Feld sogar noch weniger zutrifft als auf Wissenschaftlerinnen, die häufig tatsächlich ohne Mentor und ohne Netzwerke dastehen.⁸ Daher sind gerade männliche Akteure, die sich selbst Unabhängigkeit zuschreiben, alles andere als autonom. Vielmehr ist ihre vollkommene Einbettung ins Kollektiv derart gelungen, dass sie paradoxerweise als von diesem Kollektiv unabhängige Akteure erscheinen. Dies führt uns an den Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit zurück, zum »Objektivitätsparadox«.

Wie bei diesem verschwindet auch beim »autonomen Wissenschaftler« genau an der Stelle die soziale Bedingtheit wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion aus dem Blickfeld, an der das Kollektiv an die Stelle konkreter Akteure tritt. Objektive Erkenntnis und autonomes Erkenntnissubjekt sind

Produkte kollektiver Prozesse, die sie als von eben diesen sozialen Prozessen gelöst erscheinen lassen.

